

Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 19

Gießen, Freitag den 15. Mai 1914.

6. Jahrgang

Mutterschutz vor 100 Jahren.

Der Gedanke des Mutterschutzes beginnt heute Gemeingut aller zivilisierten Nationen zu werden. Ist es auf der einen Seite die zunehmende Berufsarbeit der Frau, die das Bedürfnis nach Maßnahmen, die die werdende Mutter und ihr Kind vor den Schädigungen dieser Berufsart schützen, stärker geltend macht, so ist es auf der anderen Seite der in allen Kulturländern zu beachtende Geburtenrückgang, der einen solchen Schutz als nationale Notwendigkeit erscheinen läßt. Aber die Not und die Schutzbedürftigkeit der schwangeren Frauen ist nicht erst neueren Datums. Auch schon in früheren Zeiten mußten die Frauen der Bürger und noch viel mehr die der Bauern oft bis in die letzte Stunde vor ihrer Niederkunft so harte und ungesunde Arbeit ausüben und konnten sich nach der Entbindung so wenig schonen, daß sie schwere körperliche Schädigungen davontrugen und oft zeitweilig in Siechtum verfielen. Neben dem Zwang der Verhältnisse war es (und es ist ja heute noch oft genug) die Unwissenheit oder Bequemlichkeit der Männer, die die schonungsbedürftigen Frauen zu solchem selbstmörderischen Tun nötigten. Und so sind denn auch schon in früheren Zeit Stimmen laut geworden, die vor solchem Raubbau an Leben und Gesundheit der Frauen warnten und gesetzliche Abhilfemaßregeln dagegen verlangten.

Das Organ des Deutschen Bundes für Mutterschutz, „Die neue Generation“, bringt über diese Bestrebungen einen sehr interessanten Artikel aus der Feder von Dr. med. Alfons Fischer, dem wir folgende Tatsachen entnehmen. Einer der ersten, die einen systematischen Mutterschutz forderten, war der berühmte Leibarzt des Bischofs von Speyer, J. B. Frank, in dem 1779 erschienenen ersten Band seines „Systems einer vollständigen medizinischen Polizei“ schreibt er folgendermaßen: „Der Bürger- und Bauernstand bürdet oft seinen schwangeren Weibern, lange nach zurückgelegter Hälfte, große und beschwerliche Arbeiten auf; und wenn der zu jeder anderen Zeit geschäftige Landmann, während der Winterszeit, hinter dem Ofen müßig auf seiner Haut liegt; da sieht man oft sein hochschwangeres Weib in der größten Kälte und nicht selten bei dem gefährlichsten Glatteise, das nötige Wasser tragen, das Holz in die Küche schleppen, die Ofen einfeuern; weil diese Stände überhaupt ihre Weiber als ihre ersten Mägde betrachten und behandeln. Es wäre also nützlich darauf zu denken, daß keine Schwangere in den letzten zweien Monaten ihre Standes zu allzuschweren Arbeiten, besonders zu dem Fruchtansdrücken, welche eine auf dem Lande auch unter dem Weibsvolk so gewöhnliche und Hochschwangeren so nachtheilige Beschäftigung ist, unter Strafe angehalten werden dürfte.“ Frank hat aber nun sehr wohl so viel Sinn für die sozialen Verhältnisse, daß er dem Ehemann nicht allein die Schuld an dieser Ueberarbeit der Frau zuschiebt. Sehr häufig muß die arme Tagelöhnerfrau, wenn sie noch dazu das Haus voll kleiner Kinder hat, im Haushalt schwer arbeiten, weil eben der Mann den ganzen Tag auswärts zu schaffen hat. Der Bauer aber muß hinaus, um seinen Frondienst bei dem Gutsherrn zu leisten. Da meint denn Frank:

„In den Römischen Landen, ist eine Stute, in den letzten 6 Wochen ihrer Tragzeit und 6 Wochen nach dem Fohlen,

frohnfrei, oder ihr Eigentümer wird nicht mehr zu frohnen wegen solcher angehalten: warum ist es nicht auch der Bauer, wenn sein Weib auf dem Ziel geht? . . . eben dann, wenn er den ganzen Tag für andere arbeiten muß, so liegt jener alle Last allein auf dem Halse. Sollte nicht also der Ehemann einer jeden Schwangeren, damit er solcher mehr gegenwärtige Beihilfe leisten könne, von den Personalfrohen, wenigstens während der letzten 6 Wochen, gänzlich frei seyn?“ Frank wendet sich hier also mit Recht gegen die Moral einer Gesellschaft, die trächtige Tiere, weil sie Wertobjekte darstellen, vernünftig schont, während sie die schwangere Frau rücksichtslos schustern läßt.

Ganz modern mutet sodann der Gedanke an, daß jede Schwangere gesetzlich berechtigt sein sollte, die doppelte Portion eines Bürgers zu begehren, „welcher weder durch Arbeiten noch mit Betteln sein Brot suchen kann und doch beschäftigt ist, das Wohl des Staates nach seinen Kräften zu befördern“.

Aber nicht nur für die Schwangeren, auch für die Wöchnerinnen ruft Frank die Hilfe der Gesellschaft an. Er bezieht sich dabei auf eine im Jahre 1776 in Florenz geschaffene Einrichtung, durch die jede arme Gebärende aus den Mitteln des Großherzogs zunächst eine Mutterprämie von 6 Lire erhielt. Ferner wurde in jedem Stadtviertel eine Gebamme besoldet, die verpflichtet war, armen Kreisenden umsonst beizuspringen. Frank wünscht solche Einrichtungen auch in Deutschland eingeführt und fordert des weiteren, daß die Polizei ein Auge darauf haben solle, daß die armen Wöchnerinnen nicht oft schon kurze Zeit nach der Entbindung wieder schweren Arbeiten obliegen.

Ähnliche Anschauungen wie Frank äußerte auch der Leipziger „öffentliche Lehrer“ E. W. G. Ebenstreit in seinen Lehrjahren der medizinischen Polizeiwissenschaft. Er verlangt die Hilfe des Staates für alle Schwangeren und Gebärenden und zwar nicht nur für die ehelichen, sondern auch für die unehelichen, die dieser Hilfe um so mehr bedürftig sind, und die er auch gegen öffentliche Beschimpfung geschützt sehen will. Der medlenburgische Hofrat C. F. L. Wildberg forderte gleichfalls das Eingreifen der Gesetzgebung im Sinne des Mutterschutzes und empfahl sogar die Einrichtung öffentlicher Entbindungshäuser mit Gratisunterkunft für arme Mütter.

Einen Schritt weiter ging noch der Heidelberger Gynäkologe und Universitätsprofessor Franz Anton Mai, der 1800 selbst einen sozialhygienischen Gesetzentwurf vorlegte, der in manchen Punkten heute noch vorbildlich ist. Besonders interessant sind in diesem Entwurf die Bestimmungen über die unehelichen Mütter. Zunächst werden alle Mißhandlungen der Eltern oder Dienstherrschäften gegen ihre gefallenen Töchter oder Dienstboten und ebenso alle öffentlichen Geld- oder Beschimpfungsstrafen ehelooser Mütter verboten, „welche nach der Erfahrung das Laster der Unkeuschheit nie besserten, wohl aber die Verheimlichung der Schwangerschaft sowohl als der Geburt, und sogar den Kindermord beförderten“. Dagegen soll der Polizeiarzt oder der Seelsorger, dem die Mädchen ihre Schwangerschaft nach Wahl mitteilen können, verpflichtet sein, nicht nur das Geheimnis zu wahren, sondern auch dem Mädchen zur weiteren Verheimlichung der und Geburt behilflich zu sein. Um dies zu ermöglichen, soll

Das Haus jeder Gebamme und jedes Geburtshelfers bis zur Errichtung eines allgemeinen Geburtshauses für diese Unglücklichen ein Zufluchtsort sein und zwar soll jede Gebamme, die eine solche aufnimmt, die Bewirtung und Beköstigung sowie die Entbindungskosten vom Staate vergütet erhalten. Die Kinder der ehelosen bedürftigen Mütter aber „sollen als Weisenkinder oder Stiefkinder des Staates angesehen, und unter kinderlose unfruchtbare Eheleute, wie in dem VI. Gesetz geboten ist, zur Erziehung verteilt werden“.

Der Gesetzentwurf Mais wäre vielleicht zur Annahme gelangt, denn der damalige bayerische Kurfürst Max Josef stand ihm sehr freundlich gegenüber, wenn nicht die politischen Ummwälzungen der Zeit, die Heidelberg an Baden fallen ließen und so Mai einen anderen Landesfürsten gaben, dem im Wege gestanden hätten.

Leider dauerte es trotz des Eintretens all dieser Männer noch dreiviertel Jahrhunderte, bis im Jahre 1877 in der Schweiz der erste gesetzliche Mutterschutz eingeführt, und sogar bis zum Jahre 1883, bis in Deutschland im Anschluß an die Krankenversicherung der Beginn einer staatlichen Mutterschaftsversicherung zögernd in die Wege geleitet wurde.

Die Laubenkolonie *).

Eine Frühjahrsbetrachtung für soziale Leute.
Von Paul Westheim (Berlin).

Vom „sozialen Grün“, von Volkspark mit Bürgerwiesen, Planschbecken, Spiel- und Sportplätzen ist nun auch bei uns erfreulich oft die Rede. Die großen Städte behnen sich, Straße reiht sich an Straße, Haus pfercht sich an Haus, das Land mit seinem Wachsen und Wühen wird immer weiter aufgefogen von dem wuchernden Steinmeer. Menschen leben da, gehen ihren Geschäften nach, verdienen Geld, gründen einen Hausstand, haben Frau und Kind, und bei allem Komfort haben sie (auch wenn sie kein Wort darüber verlieren) das Gefühl, als ob ihnen etwas fehle, etwas gleicherweise für Leib und Seele Unentbehrliches: die freie Gottesnatur, die grünt und blüht, die lebt und Lebende verjüngt. Jedes Frühjahr, wenn über die Brandmauern hinweg die ersten Sonnenstrahlen in die Höfe ihrer Mietshäuser hineinblinzeln, geht durch die versteinerte Großstadtmenschheit ein Aufzucken. Die Erinnerungen aus der Kindheit, wie ferne Ahnungen, die vom Vater und Großvater her noch im Blut pulsen, kommen Feld und Wiese und Wald auf einmal herein in ihre Phantasie, füllen sie mit Wünschen und Sehnsüchten, machen sie aierig nach einem Grashalm, einem Pflänzchen, das für sie, für ihr Auge nur wächst.

Nun erst fühlen sie sich als die Entwurzelten. Und wie das Samenorn, das ein widriger Wind auf allzu steinigem Grund verweht hat, beginnen auch sie nach dem Fleckchen irgendwie noch erreichbarer Erde auszugreifen. Mühsend, wie das mit jedem überflüssigen Großchen hinauszieht an das Wasser, in den vorläufig noch nicht abgeholzten Wald. Mühsender noch die Anstrengungen, die gerade die kleinen Leute machen, um ein winziges bißchen lebendes Grün vor sich zu haben. Wo sie hinausslangen können über die ihnen geklebte Hausdachlinie — und sei es auch nur die Handbreite eines Balkons — da reizt es sie, ihr Schicksal zu betriegen, sich mit ein paar Stengeln Wein, ein paar rankenden Bohnen oder etlichen blühenden Köpfen aus ihrer Mietskasernenexistenz herauszuillustrieren. Vielleicht besser und liebevoller als ein Kind wird das bißchen Kraut Tag um Tag, morgens und abends besorgt. Die große, für die meisten nie erfüllte Sehnsucht aber sind ein paar Quadratmeter wilder Erde, heißt in dieser Welt Laubenkolonie.

Irgendwo nach der Peripherie der Stadt zu ist ein Stück Land den Mauern entgangen, die Entwicklung hat den Weg zu dem Terrain noch nicht angenommen, ein Spekulant will warten, bis auch diese Gegend für die hohen Preise reif geworden ist oder was sonst für Gründe es für eine lieben geliebene Parzelle gibt. Dieser Zwischenraum zwischen zwei Brandmauern wird der Sommerluxus der kleinen Leute. Die pachten ihn, fangen an zu düngen, zu jäten, zu graben, zu pflanzen, zimmern sich, wenn die größte Arbeit getan ist, aus ein paar Ratten eine Laube und erleben nun mit den anderen Kolonisten, die Teil haben an dem freien Land, vom Saatforn bis zum Erntefest die Wunder des trächtigen Bodens. Die Laube ist stärker als Kaffe und Aneipe, macht glücklicher als Kino und derlei Ergötungen. Aber das Glück ist vergänglich. Eines Tages, noch ehe das Kartoffelbeet abgeerntet, noch ehe ein Bäumchen seine paar Früchte getragen, ist die Parzelle verkauft und die Kolonie muß wandern weiter hinaus an eine Stelle, die, wie man hofft, in ein paar Jahren erst von den Bauenten ausgeschachtet werden wird.

Das ist das typische Schicksal der Laubenkolonie. Die Leute wissen — es steht ja deutlich genug in ihren Pachtkontrakten — daß sie jeden Tag, den der Herr schicken mag, ohne die Wimpern zu

zucken, ohne Entschädigung aus ihrem Gärtchen vertrieben werden können, wissen, daß sie in diesem Falle die Kosten für die Ausfaat und den etwaigen kleinen Gewinn ohne weiteres einbüßen, was alles sie aber doch nicht abhalten kann, immer wieder das Grabschick anzusehen und immer wieder elendigen Großstadtboden urbar zu machen. Sie werden von Zwischenpächtern auf alle Weise bedrängt; die Polizei sieht in ihnen ein besonderes Objekt für ihre Reglementierungen. Es wird verboten, die Lauben häuslich einzurichten, in ihnen zu kochen, zu schlafen und am Sonntag, der den Leuten für ihre Gartenbestellung recht eigentlich geschenkt ist, darf auf dem Bändchen nicht gearbeitet werden. Trotzdem lassen sie sich nicht verdrießen, trotzdem suchen sie sich für jeden Sommer wieder ein Plätzchen im Freien.

Dieses Laubenleben ist eine deutsche Eigentümlichkeit. Schon in den mittelalterlichen Stadtgemeinden hatte der Bürger vor den Festungstoren Gartenland: die Freiweiden, die Gänse-Anger, Vogelwiesen, Brinks und dergleichen gehabt. Das Bearbeiten eines solchen Gärtchens entspricht unserem Volkscharakter vielleicht mehr als das Leben auf den Spiel- und Sportplätzen, das die Leidenschaft der Engländer und Amerikaner ist, die wir ja schon angefangen haben, uns zum Vorbild zu nehmen. Aber die Laubenkolonie, dieses merkwürdige Dokument einer trotz Fabriken und Werkstätten noch nicht ganz erloschenen Liebe zur Natur, kennen unsere Städtebauer nicht. Sie sehen in ihr so etwas wie ein nicht wegzutillendes Uebel. Gewiß, so sehr feudal, so besonders prachtvoll wie die Prachtstraßen, für die unsere Stadtbaumeister schwärmen, muten sie nicht an. Die Lauben sind oft mehr als provisorisch; unangenehme Gerüche werden entwickelt usw.; das alles aber sind zum größten Teil doch nur Folgen des provisorischen Charakters dieser Siedelungen. In ihrem Grün könnte man vielleicht eine gar nicht reizlose Bereicherung des Großstadtbildes haben, wenn es gelänge, ihnen eine gewisse Dauerhaftigkeit zu geben, sie als etwas organisch Gegebenes in das Stadtbild einzubeziehen.

Ein Gedanke, für den ein Bißlein: „Laubenkolonie und Grünfläche“ des Lübeder Gartendirektors Harry Maack werden möchte. Ein Gedanke, der sich un schwer verwirklichen ließe von allen Kommunen, die — wo wäre das heute nicht das Ziel? — bestrebt sind, einen Teil des vorhandenen Bodens in ihrer Hand zu haben und zu behalten. In den dichter bevölkerten Quartieren, die sowieso ja über die (bekanntlich nicht allzu billig zu unterhaltenden) Parks und Spielplätze hinaus nach Grünflächen verlangen, könnte man von diesen Kolonisten noch ein paar „Lungen“ mehr anlegen lassen. Maack macht in einer Reihe von Plausiblen sehr hübsche Vorschläge, wie diese Laubenanlagen geradezu zur Erweiterung der städtischen Grünanlagen dienen könnten. Um eine Bürgerwiese oder einen Spielplatz legt er sie wie einen Gürtel herum. Einen Gürtel, der gewiß sympathischer anmutet als der Kranz von Mietskasernen, der diese Anlagen heute zu umschließen pflegt und der der Stadt eigentlich nichts kosten würde. Diese Leute sollen nämlich nichts geschenkt erhalten, sie zahlen wie jetzt auch ihre Pacht, durch die, wie hier an einem Beispiel berechnet worden ist, bei dem normal zu nennenden Jahreszins von 18 Pfennigen für das Quadratmeter außer den Unterhaltungskosten das Anlagekapital mit 4 Prozent verzinst und in 55 Jahren amortisiert wird, ja, durch die sich sogar vom 55. Jahre ab noch ein Reingewinn von über 40 000 Mark ergäbe. Die Schrebervereine in Leipzig, die in ihren 15 000 Kleingärten nicht weniger als 60—100 000 Großstadtmenschen gesunde Beschäftigung in frischer Luft bieten, haben einmal festgestellt, daß für eine städtische Parcellanlage in der Größe ihrer Schrebergärten nicht weniger als 400 000 Mark, abgesehen von 36 000 Mark jährlicher Unterhaltungskosten, gebraucht würden, wohingegen ihre Laubengärten nicht nur keine Unterhaltung kosteten, sondern sogar noch eine Pachteinnahme von 15—20 000 Mark einbrächten. Das einzige, was den Leuten gewährleistet werden soll, ist eine gewisse Sicherheit in ihrem Pachtverhältnis, eine Stetigkeit, die ihnen erlaubt, auch auf Jahre hinaus Auswendungen zu machen. Aufgabe der städtischen Parkverwaltungen aber wäre es, diese Kleingärten derart zu organisieren, daß sie über ihre soziale und hygienische Zweckfunktion hinaus zu einem ansprechenden Schmuckwert würden. Bei aller Freiheit, die für den einzelnen Besitzer unbedingt zu fordern ist, könnten einheitliche Hecken angelegt, könnten in rhythmischer Folge größere Bäume gepflanzt werden. Die Wege entlang könnten Steinofen-Alleen entstehen, die im Frühjahr allen Stadtbewohnern zur Freude zu blühen ansangen würden. Und das alles brauchte sich nicht einmal auf die unteren Klassen zu beschränken. Wie viele aus dem sogenannten Mittelstand wären froh, so ein paar Quadratmeter Garten für sich und ihre Kinder zu haben.

Statt dessen geht in unseren Kommunen die Siedelungspolitik gegen diese Laubengärten. Am liebsten möchte man sie gar nicht auskommen lassen. Und da die Leute, die nichts anderes wollen, als ein paar Blumen und etwas eigenen Kohl pflanzen, als den Sommer über ein bißchen frische Luft einatmen, nicht zu den Schreibern gehören, haben die Stadtväter Besseres zu tun, als sich um solche Sehnsüchte zu kümmern. Die Steinwüste aber, die diese soziale Not erzeugt, die diesen Grünhunger entsefelt hat, wird aus sich heraus früher oder später Abhilfe schaffen müssen. Deshalb ist es Sache aller sozial gesinnten Stadtmenschen, diesen Leuten beizustehen in ihrem Kampf um ihr armseliges Fleckchen Laubland.

(Frankf. Stg.)

* Harry Maack: „Der Deutsche Volkspark der Zukunft Laubenkolonie und Grünfläche“. Frankfurt a. O., Trowitsch u. Eohn.

Frauenemanzipation und Rassenhygien.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein so wichtiges Problem, wie die moderne Frauenbewegung, von unseren Rassenhygienikern unter die kritische Lupe genommen wird, und daß man festzustellen sucht, ob diese für die Rassenhygiene ein günstiges oder ungünstiges Moment darstellt. Meist lauten die Urteile ablehnend. So glaubt Reibmayer, daß die heutige Frauenemanzipation bis zu einem gewissen Grad der natürlichen Ausmerze ungeeigneter Individuen entspricht. Sie kommen nur in Zeiten eines Degenerationsprozesses zur Entstehung, welche ja gewöhnlich mit wirtschaftlich abnormen Zuständen kombiniert sind. In gesunden Zeiten haben die Frauen auch bei schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen nie das Bedürfnis, ihre geschützte Stellung in der Familie zu verlassen, sich in den Kampf ums Dasein zu stürzen und in Konkurrenz mit dem Mann zu treten. Dieser abnorme, unnatürliche Trieb ist aber eines jener merkwürdigen Mittel der Natur, die Vermehrung degenerierender Individuen zu verhüten und sie zur Ausmerze zu bringen. M. Dieze findet die Grundursache der Frauenemanzipation in der Ungebundenheit, der Sucht nach Wohlleben und sinnlichen Vergnügungen der männlichen Jugend. Ein im zermürbenden Erwerbsleben abgearbeitetes, schlecht ernährtes und schlecht gepflegtes Weib kann keine gesunde Rasse vererben. Das Weib, in den wirtschaftlichen Kampf gezogen, degeneriert noch rascher als der Mann. Die moderne Frauenbewegung wird eine gesunde Generation der Zukunft schuldig bleiben. Sie sollte sich zur Aufgabe machen, die Ehe befestigt zu helfen, sie sollte nicht ihre Bestrebungen darin erfüllt sehen, die Frauenwelt in die Männerberufe hineinzudrängen. Die Männer müßten sich organisieren, um mit vereinten Kräften eine Bezahlung für ihre Arbeitsleistung zu erzielen, die für die Bestreitung des eigenen Haushaltes mit Weib und Kindern erforderlich ist. Der Gelderwerb sei allein Sache des freien Mannes, denn ein Weib liebt im Grunde seiner Seele die Lohnarbeit nicht. Hans Tschelinger findet, daß man in den Ländern, wo die Frauenemanzipation am meisten vorgeschritten ist, die meisten männlichen Frauentypen findet. Die Frauenemanzipationsbewegung kann nur verschwinden, wenn die Verhältnisse wieder jene Personen am meisten begünstigen, die ein starkes Muttergefühl haben. Das beste Mittel, die Geburtenziffer zu heben, ist eine Steigerung der Produktivität der Männerarbeit, die der Frau die Rückkehr ins Haus und zur Mutterschaft ermöglichen würde. Damit würde die Wertschätzung der Frau als Mutter steigen und die Wertschätzung von weiblichen Personen müßte sinken, bei denen der Trieb zur Mutterschaft schwach entwickelt ist, die es vorziehen, mit dem Mann auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet in Wettbewerb zu treten. Demgegenüber glaubt Dr. Goldstein in Königsberg, daß die Frauenemanzipation für die Rasse nicht schädlich sei, weil in der zweckmäßigen Mitarbeit der Frau mit dem Manne ein hoher Vorteil für die Rasse liege.

Die Weibherrschaft.

Männer haben, nach der herrschenden Ansicht, die Weltgeschichte gemacht. Sie waren die Herrscher, die Heerführer, die Träger der Wissenschaft, die Ausüßer der Kunst. Wo in diesen Beziehungen eine Frau auftritt, gilt sie immer als eine Ausnahme von der Regel. Es mag daher als sonderbar erscheinen, daß in einem großen Werke von der Weibherrschaft gehandelt wird. *) Es ist hier natürlich von der Macht die Rede, die das Weib als Geschlechtswesen in den verschiedenen Stufen der menschlichen Entwicklungsgeschichte ausgeübt hat, die selbstverständlich immer gleich groß gewesen ist. Dabei ist es völlig gleichgültig, ob die jeweilige Periode, wie man zu sagen pflegt, „fittlich“ oder „ausschweifend“ war, höchstens daß die Formen des geschlechtlichen Lebens eine gewisse äußerlich geänderte Art dieser Macht vortäuschen. Mit einer gewissen Beschränkung kann man also mit Fug und Recht von einer Weibherrschaft reden, denn einer der stärksten menschlichen Triebe, der Geschlechtstrieb, hat immer eine große Rolle gespielt.

Die alten, vorchristlichen Kulturen haben sich in naiver Erfassung des Geschlechtslebens von aller Muckerei ferngehalten. Der

Zeugungstrieb war nicht religiös geheiligt, seine Symbole wurden gewöhnlich öffentlich verehrt. Das waren nach christlicher Auffassung „unfittliche“ Zeiten. Aber das Christentum hat doch nicht recht Wandel erzeugen können. Aber es hat der europäischen Menschheit die naive Offenheit geraubt und die natürliche Freude am Geschlecht, indem es sie ächtete, ins Verborgene getrieben. Die christliche Askese hat zwar „Heilige“ gemacht, die die Sinnenfreude flohen und dabei vielfach in das Laster des Schmutzes verfielen, aber sie anzuerkennen war sie nicht imstande. Ja die christliche Obrenbeidte gab den Priestern vielfach Gelegenheit, pflichtgemäß, wie sie meinten, in die Abgründe des Geschlechtslebens einzudringen. War der Sinnengenuß überhaupt eine Sünde, so mußte man ihr nachforschen bis in ihre letzten Winkel. „Das ganze Dasein mit all seinem Tun und Lassen mußte durchdrungen, erforscht, gekittet und je nach Bedarf unterdrückt oder angespornt werden. Für den Priester stellte es sich bald heraus, wie vielfach und verwicklungen die Motive menschlichen Handelns aus Geschlechtliche zurückgehen, wie hier vielleicht der stärkste Hebel anzusetzen sei. Nicht jedes Mitglied der Gemeinde kommt zu Gewissensqual und Reue, weil es Mord und Totschlag verübt oder Diebstahl und Unterschlagung oder auch nur, weil es verleumdete oder falsches Zeug gab. Aber jeder kam in Reue mit der „sündigen Fleischeshust“. Das Gebiet war umso wichtiger, als es sich beim näheren Studium als höchst mannigfaltig herausstellte und der Richter wohl immer in der eigenen Subjektivität besangen war. Ueber andere ethische Konflikte zu urteilen war ein leichtes. Aber die Interna des ehelichen Lagers oder die ersten erotischen Gedankenregungen einer Jungfrau (von denen die heutige außerkatholische Moral will, daß sie keinen Dritten was anzugehen haben), die machten zuerst ein rasches Kopferbrechen. Das Ingenium der Jesuiten überwand auch diese Schwierigkeiten und schuf zum erstenmal, wenn wir von den antiken und orientalischen Jahrbüchern der sogenannten Liebeskunst absehen, eine richtige Sexualwissenschaft, deren tatsächliche Feststellungen uns ebensoviel Anerkennung abnötigten, wie uns der ganze Zweck der Übung und die unglaublich sinnfeindliche Tendenz empörten. Claret, Debrème, Vigorini, Gury, Sanchez, Busenbaum sind ein paar der Hauptmatadore dieser lateinisch geschriebenen Theologia moralis, aus der sich noch heute die angehenden jungen Priester in den Seminaren über alle möglichen und man kann beinahe sagen, unmöglichen Einzelheiten des Sexuallebens unterrichten, um vorkommendenfalls zu wissen, wie über die Angelegenheit zu entscheiden ist. . . . Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses priesterliche Wissen vom menschlichen Geschlechtsleben niemals Gegenstand einer allgemeinen und öffentlichen Diskussion gewesen ist. Jeder einzelne wurde zwar in der Beichte ausgefragt, während heute in der ärztlichen Sprechstunde nur ein verhältnismäßig kleiner Prozentsatz der Gesamtheit zur psychischen Untersuchung kommt und noch dazu alles „Patienten“, die entweder unter einem Extrem der erotischen Veranlagung leiden oder wegen eines Verstoßes gegen die Sittlichkeitsparagrafen des Strafgesetzbuches ein Gutachten über die beliebte vorübergehende Störung der Geistestätigkeit nachsuchen. Aber das priesterliche Wissen ist immer ein Geheimwissen geblieben, das dem Laien ebensovienig bekannt wie das Lesen der Bibel. Kein Wunder, daß das Römertum in unserem Geistesleben sich heftig gegen solche Diskussionen erhebt, weil es sich in seinem Alleinbesitz geschädigt sieht, genau so, wie die Geheimblinde der Sübbe, zum Beispiel der Duf-Duf, den Uneingeweihten bei Todesstrafe verbieten, hinter das Abratadabra ihrer Maskenzeremonien zu kommen.“

Die moderne Welt steht den Geschlechtsfragen aller Art viel freier gegenüber als das Mittelalter. Es wäre aber falsch, zu glauben, daß das Mittelalter sittlicher gewesen wäre als etwa unsere Zeit. Trotz kirchlicher Bekämpfung des „Fleisches“ hat sich dieses im Mittelalter noch immer offen und öffentlich ausgelebt. Das beweist die Literatur, das beweisen Baulichkeiten und Denkmäler (man denke an bildliche Darstellungen an der Außenseite der Sebalduskirche in Nürnberg). Das Fleisch war härter als die Lehre, nicht allein an den Ritterhöfen (zum Beispiel insbesondere der Provence), sondern auch bei den Bürgern in den Städten und bei den Bauern auf dem Lande. Heute debattiert man über die Zulassung oder das Verbot sogenannter öffentlicher Häuser. Im Mittelalter hatte jede Stadt, die etwas auf sich hielt gewöhnlich in eigener Verwaltung ein Freudenhaus, und wenn große Herren kamen, stellten sie es ihnen wohl unentgeltlich zur Verfügung. Daran änderte auch die Marienverehrung nichts. Denn diese errichtete zwar ein neues Ideal der Jungfräulichkeit, aber so sehr dieses geeignet war, den Gedanken der Askese zu fördern, so erwieb sich der Geschlechtstrieb doch härter als die Idee. Außerdem führte dieses Ideal ein neues Moment in das Gesellschaftsleben, insbesondere der ritterlichen Stände ein: die allgemeine Frauenverehrung, die in dieser Gestaltung nur im westeuropäischen Kulturleben sich vorfindet. Von der allgemeinen Frauenverehrung ließ sich der Gedanke des Geschlechts niemals trennen, höchstens daß er in seinen verschiedenen Ausprägungen eine verfeinerte Form annahm. Im allgemeinen blieb die Sinnenfreude aufrecht, sie wurde offen zur Schau getragen und erst eingebämmt durch die suchbare Franzosenkrankheit, die das Eingehen der meisten so zahlreichen Badestuben zur Folge hatte, die legitime Stätten frohen Geschlechtsverkehrs gewesen waren. Denn Ende des sechzehnten Jahrhunderts war halb Westeuropa von dieser Krankheit verheert. Und gewiß ist sie heute noch die wirksamste Abhaltung. Es wurde je länger je mehr unschicklich, von dieser Krankheit zu sprechen (Ulrich von Hutten und Benvenuto Cellini, später Casanova tun es noch ganz natv). Erst die neueste Gegenwart ist da wieder freier geworden und erörtert diese Sünde wie die Frage der Prostitution in vollster Öffentlichkeit. Wir sind aller Scham und Heimlichkeit ledig ge-

*) Eduard Fuchs und Alfred Lind. Die Weibherrschaft in der Geschichte der Menschheit. Mit 665 Textillustrationen und 90 Beilagen. München, V. Rangen. 1. Bd., X, 1-348 S., 2. Bd. 240-712 S. Geb. 40 Mk.

worden und damit auf dem rechten Wege zur Heilung der Schäden, die durch unvernünftig unterdrückte oder auf falsche Wege geleitete Geschlechtlichkeit hervorgerufen wurden. Wir sind damit wieder leichter in die Lage versetzt, in natürliche Bahnen zu kommen.

Zu dieser Freiheit der Anschauungen auf dem Gebiet des Geschlechtslebens zu gelangen war nicht leicht. „Betrachten wir an einem Beispiel, wie der Versuch eines weitblickenden Gelehrten ablief, um die Wende des siebzehnten Jahrhunderts die sexuelle Frage wenn auch nicht in aller Form aufs Tapet zu bringen, so doch unbefangenen zu streifen. Pierre Bayle gab anno 1697, als er selber fünfzig Jahre alt war, seinen Dictionnaire historique et critique heraus, ein gigantisches Werk gelehrten Fleißes in vier eng bedruckten Bänden, das für alle späteren Enzyklopädien vorbildlich geworden ist und in alphabetischer Reihenfolge die wichtigsten Fragen des damaligen allgemeinen Wissens behandelte. Es ist klar, daß in solchen Werken unter anderem juristische, mythologische und geschichtliche Dinge berührt werden mußten, die ins Sexuelle hinübergriffen. Darob Geschrei und Entsetzen auf der ganzen Linie der Perückenträger. Eine Flutwelle von Beschimpfungen brach über den Verfasser herein. Wie konnte er den „Schmutz“ aus der Gasse sammeln, ein wissenschaftliches Werk zur Kloake machen, die Gemüter der Unschuldigen vergiften usw.! Bayle aber zog tapfer vom Leder. Er gab einer späteren Auflage einen Anhang bei „Ueber die Obszönität“, in dem er die Heuchler nur so niedersäbelte. Er wies nach, daß die Sexualität im Hirn sitze und mit uns geboren werde, was jetzt eben erst die Freud'sche Schule der Seelenforschung von neuem ermittelt hat. Er wies nach, daß es ganz unmöglich sei, erotische Vorstellungen zu vermeiden, weil sie von innen heraus und von selber entstehen. Wer die Asexualität so sportmäßig betreibt, daß er jede und jede obszöne Vorstellung von der Psyche fernhalten wolle, der müsse nicht nur taub und blind werden, sondern sich aus der Dürinde alle „diesbezüglichen“ Erinnerungsbilder herausstrepanieren lassen. Solange man noch alles, was da flucht und krecht, mit Augen wahrnimmt, solange man mehr als drei Dubend Wörter einer Sprache versteht: so lange sei auch die Möglichkeit eines asexuellen Vorstellungslebens ein frommer Wunsch. Dem Bewußtwerden der Begriffe stehen wir machtlos gegenüber, sobald uns die Sinne von irgend einem adäquaten Objekt einen Eindruck übermittelt haben. Der eigene Wille sei dabei vollkommen ausgeschaltet. Wäre für die Sittlichkeit das Vermeiden solcher Eindrücke Lebensbedingung, so müßte er entschieden vom Kirchenbesuch abraten: da werden Fehltritte getadelt, Verlöbniße verkündet, vor der Begierde nach des Nächsten Weib gewarnt und so fort. Sei das nicht Anstoß zu weiteren Gedanken, die niemand verhindern könne? Ueberhaupt führt er an anderer Stelle aus, sei die angeblich sittlichere Sprache der Gelehrten, ja das Wortgetöse der Präbden und Präziosen nur eine Maske. Begriff und Vorstellung seien immer die gleichen. Früher, in der „guten alten Zeit“, habe man „Hure“ gesagt, wie die Lateiner alleweil und unbedenklich von „meretrix“ sprachen. Jetzt lege man eine neue Etikette darauf und nenne so eine Person Hofdame, „Kurtisane“. Wie lange wird es dauern, bis auch dieser Titel anstößig sein werde? Dann könne man ja, wie es ein besonders zimperlicher Historiker schon jetzt tue, von Frauen reden, die sich „heiliger Werke enthalten“. Ob aber deshalb die Vorstellung von der Sache eine andere sei? Ob der Ausdruck „eheliche Pflichten“ eine andere Vorstellung erzeuge als jenes Wort, das Hans Stoffel auf dem Dorfe gebrauchen würde? Alle Worte der Sprache seien bloß entweder fein oder ordinär, aber in bezug auf die Ideenassoziationen gleichwertig. Und dann komme in Betracht: es sei geradezu gerichtsnotorisch, daß wissenschaftliche Werke wie das feine nicht den Vereinstänzchen konfirmierter Jungfrauen als Lesestoff zu dienen pflegen und daß es etwas anderes sei, ob ein erwachsener Mensch mit Willen ein derartiges Buch lese oder ob man etwa eine Dame, die gar nicht begehrt, in ihren Gedanken auf einen gewissen Punkt gelenkt zu werden, im Salongespräch mit der Darstellung eines sexuellen Themas beschäftigt, das vielleicht in jenem Buche durchaus am Platze ist.“ Bayle hat nun allerdings an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gelebt. Aber die falsche Schamhaftigkeit hat bis in die neueste Zeit geherrscht und es ist nicht sehr lange her, daß die medizinische Wissenschaft, die Hygiene und der wachsende Rationalismus in Leben und Wissenschaft die Lust von den Schwaden der Heuchelei und der Geheimtuerlei etwas gereinigt haben. Aber die Widerstände der alten Mächte sind noch immer stark. (Man denke an die Lex Heinze in Deutschland und ähnliches.)

Das vorliegende Werk nun ist schon durch die streng wissenschaftliche Behandlung des Stoffes darauf angelegt, die Schilderung des Weibes als Geschlechtswesen im Kulturleben der Menschheit so darzulegen, daß wir aus ihr Erkenntnisse allgemeiner Art ziehen. Denn wie immer die weitere Entwicklung der menschlichen Gesellschaft vor sich gehen möge, welche Stellung die Frau immer innerhalb der Gesellschaftsordnung erringen möge, immer wird sie ihre geschlechtliche Art behalten und dadurch schon eine ewige, in ihrem Wesen begründete Vorrangstellung behaupten. Diese Stellung wird im gewissen Sinne immer eine Herrschaftsmacht bedeuten, freilich in der Zukunft in vielleicht ganz anderer Form als heute. Denn heute muß sie sich diese Herrschaft auch durch Selbstentwürdigung erkaufen, in der freien Gesellschaft der Zukunft wird sie begründet sein auf ihrem eigenen Wert und ihrer eigenen Würde.

Neben dem vor trefflichen Text ist das Bild eine hervorragende Zierde dieses Buches. A. Kind hat den Text geliebert, E. Fuchs hat den Illustrationsstoff ausgewählt. Er hat mit seiner in demselben Verlag schon früher erschienenen „Sittengeschichte“ bewiesen, wie sehr er über den gesamten Bildstoff unterrichtet ist und wie sehr er

es versteht, das Charakteristische auszuwählen. Das schon in diesem großen Werke bewiesene Geschick betätigt er hier aufs neue. Er bietet uns von den ersten und bedeutendsten Kunsterscheinungen der verschiedenen Zeiten prächtig ausgeführte Proben und geht mit Recht bis zu bezeichnenden Zeitverläufen. So ist dieses Werk eine Ergänzung der „Sittengeschichte“. Die Nachbildungen sind auf das geschmackvollste hergestellt, sowohl was die großen selbständigen Blätter als die im Texte eingestreuten Bilder anlangt.

(W. Arb.-Ztg.)

Aus Welt und Leben.

Speisen, die man nicht mehr isst. Wie der Geschmack überhaupt, so ist auch der Geschmack im eigentlichen Sinne des Wortes, nämlich der der Zunge, einem ewigen Wechsel unterworfen. Die Kunst der Küche hebt Speisen auf den Ehrenplatz der Tafel, die dann ein späteres Geschlecht achtlos und für immer in die Tiefen der Vergessenheit fallen läßt. Die „Kunstwerke“ der Gaumenkultur, die aus den hohen Schulen der mittelalterlichen Kochkunst, den Klöstern, hervorgingen, verlangten einen guten Magen und eine ausgeglichene Zunge. Solch ein deutsches Klosterkuchbuch vor 300 Jahren, wie es erst kürzlich bei einem Klosterabbuch in Leipzig in einer vermauerten Nische gefunden wurde, wartete mit ganzen Auerochsen und Elentieren in Weinsod auf, ließ die Pfauen im vollen Schmuck ihrer Federn braten, wobei das Gefieder durch oft geneigte Lächer während der Drehungen am Spieße geschützt wurde. An starken Gewürzen fehlte es nicht, und der Schlund wurde erst durch Bertram, Myrtenbeeren, Pfeffer und Safran tüchtig gereizt, bevor man die brennende Zunge durch einen tüchtigen Trunk oder ein „schwebend Gallari“ kühlte. Die Gelees beherrschten lange die Tafel. Das Nürnberger „Küchenmaysteray-Buch“ von 1531 nennt ein solches „Galradl“ von gepreßtem Schweinskopf „ein höfliches Essen“ und rät für seine Bereitung sonderbare „Salze“ an, „aus Agrest, Nante, Ampfer, Knoblauch, Zymetplüt und Bumeranzen“. Andere Fleisch- oder Fischgelees wurden durch „ein gerecht Schäflein“, d. h. ein feines Sieb, getrieben und in phantastische Formen gestürzt. Ueberhaupt legte man auf die äußere Gestalt der Speisen ein großes Gewicht, und so gab es künstlich gefärbte Schaugerichte, die nicht nur durch Bestreichen mit Honigwasser und Schaumgold herrlich glänzten, sondern auch in bunten Farben prangten. Eine „geschachzabelte Dorte“ stellte man z. B. mit fünf Feldern her, indem man die geschlagenen Eier mit Safran, Petersilie, Kornblumen, Rosen und brauner Butter färbte, und das „Osnabrücker historische Kochbuch“ gibt ein „blaues Mohs“ an, einen Reiscreeam, der aus Kornblumen gewonnen wurde. Solche künstlichen Zutaten erweckten sogar den Hohn, und eine Würzburger Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts rät den Feinschmeckern „ein gut leder Köstlein“ aus Stüchlingsmagen und Rückenfüßen, aus Weisenbeinen und Lovinkenzungen an. In ähnlicher Weise empfahl der große Koch La Varenne ein wundervolles Gebäck aus Butter, Salz, Pfeffer und — Ofenruß.

Gesundheitspflege.

Die Verhütung von Runzeln. Wenn das Alter naht, so nimmt, wie dies insbesondere bei mageren Menschen der Fall ist, die Elastizität der Gesichtshaut ab, sie wird schlaff und weit und es entstehen die bedenklichen Falten und Runzeln der Haut, die als Altersboten sehr ungerne gesehen werden. Die Sanitätsrat Fehner in seinem Buche „Kosmetische Hautleiden“ (Würzburg, Rabitsch) ausführlich, geschieht dies bei dem einen Menschen früher, bei dem anderen später, je nach Anlage und Lebensweise. Ruhiges Leben, tüchtige Körperbewegung, reichlicher Schlaf, vernünftige Ernährung, sorgenfreies Dasein sind die besten Vorbeugungsmittel der gefährdeten Runzeln, die aber wenige anwenden können und anwenden wollen. Es gibt aber auch Fälle, in denen vor der Zeit, in relativ jungen Jahren, Runzeln und Falten, insbesondere um die Augenlider, sich bilden, ohne daß Lebensfehler nachweisbar sind. Allerdings sprechen oft Sorgen und Kummer mit.

Für Haus und Hof.

Schont den Maulwurf! Er ist im allgemeinen ein nützliches Tier. Wo er aber, wie in Gärten, durch Aufwerfen von Hügel unangenehm wird, sei folgendes Mittel, ihn ohne Tötung zu vertreiben, bestens empfohlen: Wenn der Maulwurf einen Hügel aufgeworfen hat, ebne man denselben und stecke in die Lauföhre einen mit Petroleum getränkten Lappen, der Geruch vertreibt dann die Tiere. Maulwürfe zu töten, um aus ihnen Pelzwerk herzustellen, ist ein Frevel, der sich, im Großen betrieben, an den Feldern bitter rächt.